

# Erinnerung

an

# **JOSEPH GAISBERGER.**

— x —



„Vor dem Tod erschrickst Du! Du wünschest,  
unsterblich zu leben?

„Leb im Ganzen! Wenn du langé dahin bist,  
es bleibt.“

Schiller.

Biografische Skizzen über Persönlichkeiten, die erst vor Kurzem das Zeitliche gesegnet, theilen in der Regel mit den Leichenreden das gleiche Loos; die Anhörer der letzteren, die Leser der ersteren bringen das Vorurtheil mit, es seien beide nach dem Grundsatz „*De mortuis nil nisi bene*“ angelegt, ein Vorurtheil, das man zudem in vielen Fällen nicht einmal unberechtigt nennen kann.

Einen um so schwierigeren Stand hat darum der Sammler biografischer Notizen, wo es sich um einen Mann handelt, dessen Charakter selbst dem strengsten Beobachter und Beurtheiler keine dem Pfeile des Tadels zugängliche Achillesferse darbietet, um einen Mann, von dem sogar der Feind nur Rühmliches erwähnen kann. Einerseits kann nämlich der Biograph keinen Schatten verzeichnen, wo er nur Licht antrifft; lässt er aber den gerechten Lobeserhebungen freien Lauf, so läuft er Gefahr, dass selbe nach dem gewöhnlichen Massstabe gemessen, durch das hergebrachte Vorurtheil kompensirt, somit unter ihren wahren Wert herabgedrückt und in die Kategorien des Gewöhnlichen und Alltäglichen eingereiht werden.

Um bei der in Rede stehenden kurzen Lebensgeschichte dieser Klippe zu entgehen, soll nur Thatsächliches geboten und nichts erwähnt werden, wofür nicht auch persönliche Zeugenaussagen oder schriftliche Belege sich anführen lassen.

Joseph Gaisberger ward geboren zu Maria Brunnen-  
thal in Oberösterreich den 6. Jänner 1792. Die frühzeitig zu  
Tage tretenden herrlichen Geistesanlagen mochten wol die Eltern  
— schlichte Bauersleute — bestimmen, dem Knaben ein höheres  
Lebensziel vorzustecken und die Kosten nicht zu scheuen, welche  
mit der wissenschaftlichen Ausbildung eines Jünglings Hand in  
Hand zu gehen pflegen.

„Von Krankheiten und Unfällen jeder Gattung schwer und  
hart betroffen“, durch feindliche Einfälle in ihrem Besitztume ge-  
stört, zur Flucht genötigt und in eine Lage gebracht, dass sie  
an den in der Ferne lebenden Sohn schreiben konnten: „Wir  
haben Alles, Alles verloren.“ <sup>1)</sup> — mussten die Eltern gewiss  
zu grossen Opfern sich verstehen, um auch den Anforderungen  
ihres Sohnes während seiner Studienjahre gerecht zu werden;  
dafür ward aber auch der Wunsch ihres Herzens erfüllt, insoferne  
als ihr Sohn, nachdem er seine Studien zu Linz beendet, sich  
dem Priesterstande weihte, indem er um die Aufnahme in das  
Stift der regulirten Chorherrn des heil. Augustin zu St. Florian  
ansuchte.

Seinem Ansuchen ward Gehör geschenkt und Gaisberger  
begann mit dem 29. September des Jahres 1811 sein Noviziat.

Die Ungunst der Zeitverhältnisse, welche einen französischen  
Bischof gezwungen hatte, innerhalb der stillen Mauern von St.  
Florian ein gastliches Asyl zu suchen, war hinwieder für den  
lernbegierigen Novizen ein günstiger Umstand, der ihm Gelegenheit  
bot, sich in der französischen Sprache auszubilden, eine Gele-  
genheit, die er freudig ergriff und wodurch er in den Stand ge-  
setzt ward, sich an der damals im Stifte nicht seltenen Conver-  
sation in französischer Sprache zu betheiligen.

Nachdem er seine theologischen Studien in Linz begonnen  
und in Wien vollendet hatte, legte er am 4. September 1816

---

<sup>1)</sup> Entnommen den „Worten an Joseph und Maria Gaisberger zur Feier  
ihrer Jubelhochzeit am 23. Mai 1836 in ihrer Pfarrkirche zu St. Maria  
Brunnenthal bei Scheerding; gesprochen von ihrem Sohne Josef  
Gaisberger, Linz, 1836.

in die Hände des damaligen Propstes Michael Ziegler die feierlichen Gelübde ab und feierte nach Empfang der heiligen Weihen am 22. September desselben Jahres seine erste heilige Messe.

Im Monate November 1816 noch begann er seine seelsorgliche Thätigkeit zu Windhag, von wo er nach zwei Jahren abberufen ward, um in gleicher Stellung — als Cooperator — in der Pfarre Oberthalheim zu wirken.

War es bisher seine Freude gewesen, im Weinberge des Herrn für das Heil der Seelen zu arbeiten, hatte er bisher, nach eigenem Geständnis, sich als Ideal in Aussicht genommen, einst an irgend einer Stiftspfarr selbst die Oberleitung der Seelsorge in die Hand zu nehmen, so ward er dieser Berufssphäre alsbald entrückt, da er noch im Jahre 1818 von seinem Stiftsvorstande als Professor an das Gymnasium zu Linz beordert wurde.

Eine neue Bahn war hiemit seiner Thätigkeit vorgezeichnet; ob er auf dieser sich zurecht gefunden, ob er die getroffene Wahl seines Obern gerechtfertigt, das mögen die 37 Jahre lebensfrischer Wirksamkeit und unermüdllicher Arbeitsliebe auf dem Gebiete der Wissenschaft bezeugen.

Als er durch zehnjährige Ausübung des Lehramtes in den vier Grammatikklassen seinen Ruf als tüchtiger Schulmann fest begründet, rückte er 1828 in die Humanitätsklassen (Poesie und Rhetorik) vor, um nach vierjähriger Ausdauer unter die Lehrer am Lyceum als Professor der Weltgeschichte und der lateinischen Philologie einzutreten, in welcher Stellung er vom Jahre 1832 bis zum Jahre 1849 wirkte. Zugleich bekleidete er von 1842—1845 die Würde eines Rectors des Lyceum.

Welchen Begriff Gaisberger von der Aufgabe des Lehrers sich machte, geht am Unzweideutigsten aus den Worten hervor, mit denen er seiner Zeit das Wirken seines Lehrers Ferdinand Mayr als Professors des Humanitäts-Studiums in den beiden Humanitätsklassen schilderte: <sup>1)</sup> „Das Humanitäts-Studium hatte“

---

<sup>1)</sup> In dem „Nekrologe“, den er über „Ferdinand Mayr, reg. Chorherrn von St. Florian, Pfarrer zu Feldkirchen“ im Jahre 1859 verfasste.

— so äussert er sich — „kein geringeres Ziel als den Schülern durch Anleitung zur Lesung römischer Klassiker, verglichen mit deutschen klassischen Aufsätzen derselben Art, die Regeln der Dicht- und Redekunst anschaulich zu machen und ihren Geschmack nach richtigen Grundsätzen zu bilden. Es umfasste nicht blos sorgfältige Lektüre der Klassiker und ihre geschmackvolle Uebertragung, sondern auch regelmässige, wiederholte Uebungen in allen Stilgattungen und in beiden Sprachen. Beides . . . mit günstigem Erfolge zu leisten, setzte immer sorgfältige Vorbereitung und reiches Ueberdenken voraus. Doch das war noch der erquickendste Teil; der beschwerlichste, für den Lehrer aufreibendste war die in Alles eingehende Correctur der eingeliferten Aufgaben, die nicht nur Richtigkeit des Ausdruckes, sondern auch Wal des Stofs, Anordnung u. s. w. zur Sprache zu bringen hatte. Und als Mayr nach Wiedereinführung des Klassenlehrersystems auch die andern Lehrgegenstände in einer Humanitätsklasse übernehmen musste, rühmt Gaisberger ihm nach, dass er dieselbe gewissenhafte Vorbereitung auch in die neuen Fächer übertrug, um durchaus klar, fasslich und bestimmt für alle zu werden.“

So dachte Gaisberger von der Aufgabe des Lehramtes; dass aber dieser hohe Begriff von der Pflicht eines Lehrers bei ihm etwas mehr war als eine graue, nebelhafte Theorie, die man allenfalls lobend anerkennt, wenn man sie durch Andere verwirklicht sieht, wollen wir durch einen zwingenden Schluss *a minori ad maius* beweisen.

Es sei uns zu diesem Zwecke gestattet, hier etwas einzufügen, was streng chronologisch genommen, in die letzten Lebensjahre des Verblichenen fällt, übrigens vom pragmatischen Standpunkte aus betrachtet, ohnehin hieher gehört.

In den autobiographischen Notizen, die sich in dem Nachlasse Gaisbergers unter dem Titel: „Zur Geschichte des Münz-Kabinetts“ vorfanden und vom Jahre 1856 bis zu seinem Todesjahre fortlaufen, finden sich unter dem Jahre 1861 folgende Zeilen: „Wenn ich im erwähnten Jare weniger für's Kabinet zu

Stande brachte, liegt die Ursache darin, dass ich vom Herrn Novizenmeister bittlich angegangen wurde, mit den Novizen einige klassische Lektüre vorzunehmen. Dem Ansuchen kam ich nach und hielt jede Woche drei Unterrichtsstunden.“

Durch besagte Bitte ward zweifelsohne nur einem Wunsche Gaisbergers Ausdruck verliehen, der gewiss die durch langjährige Praxis ihm lieb und theuer gewordene Pflicht, Andern durch Unterricht zu nützen, nur ungern vermisste. Warum wir das anführen? — Weil es für sich allein schon hinreichend wäre, um als vollgiltiger Beleg für seinen Eifer nicht minder, als seine Liebe zum Lehrfache zu dienen.

Einige speziellere Dinge, eben dieser Zeit des nicht officiellen Unterrichtes Gaisbergers entnommen, beweisen die aufgestellte Behauptung bis zur Evidenz.

Dass er diesen freiwillig übernommenen Unterricht bis in's letzte Lebensjahr mit jugendlicher Freude und Frische fortführte, bleibe unerwähnt; dass aber er, der ergraute Schulmann, um einer Pflicht, die doch nur eine selbst auferlegte war, aufs Beste zu genügen, sich auf jede dieser freiwilligen Unterrichtsstunden Tags vorher schon vorbereitete — er ward nicht selten dabei angetroffen, — dass er zur Unterrichtszeit Besuche nicht vorliess und selbst kein Bedenken trug, Einladungen ehrenvoller Art abzulehnen, wenn sie mit einem der Unterrichtstage zusammenfielen, das sind doch Umstände, so sprechend, dass sie uns die Ueberzeugung aufzwingen, der Mann, der solchen Eifer, solch' gewissenhafte Genauigkeit an den Tag legte, wo es doch keine strenge Pflicht erheischte — wie sollte er es daran fehlen lassen zur Zeit, wo seine Berufsstellung es ihm zur Gewissenssache machte?

Dass er seiner Pflicht nicht blos mit Eifer, sondern auch mit Erfolg zu entsprechen gewusst, dass er, was er an seinem Lehrer Ferdinand Mayr lobend anerkennt, auch selbst angestrebt hat, nämlich auf Richtigkeit des Ausdrucks zu dringen und die rechte Wahl des Stoffes und dessen Anordnung u. s. w. zur Sprache zu bringen, — dafür liessen sich wol der

Zeugen gar manche anführen, deren Urtheil dahin lautet, dass er es wie nicht leicht Jemand verstand, die klassische Lektüre durch ausgezeichnete Einleitungen und passend angebrachte historische und archäologische Notizen zu einem kulturhistorischen Gemälde der antiken Völker umzugestalten.

Um den Vorwurf einer einseitigen, subjektiven Beurtheilung von uns abzuwälzen, erlauben wir uns über Gaisbergers ausgezeichnete Thätigkeit im Lehrfache auch noch die Worte eines Mannes anzuführen, der durch langjähriges Wirken an der Seite des Seligen mehr als ein Anderer befähigt und berechtigt ist, seine Stimme über ihn verlauten zu lassen. Derselbe äussert sich wie folgt:

„Sein Charakter ist, als in jeder Beziehung vortrefflich, allgemein bekannt und so war er auch als Lehrer: gründlich in Allem, genau und strenge, durchaus unparteiisch, überall nur das Gute wollend; — dabei liebevoll und wohlthätig, — wahrhaft religiös — sittlich bildend, in Allem selbst als reinstes Muster vorleuchtend; gegen seine Collegen voll wahrer und treuer Freundschaft. Darum allgemein geliebt und hochgeschätzt; war ja doch sein Charakter stets schön und gleich, als Lehrer, Priester und Gelehrter.“

Wer Sehenswürdigkeiten, in einer Reihe von Zimmern aufgestellt, besichtigt, wird gar oft in die Lage kommen, sein zu langes Verweilen in den ersten derselben bedauern zu müssen, weil er in den darauffolgenden noch mehr des Grossartigen, des Interessanten findet. Ein ähnliches Gefühl bemächtigt sich auch unser bei dem Gedanken, dass wir schon so breit geworden sind und doch über Gaisberger als Gelehrten noch keine Silbe verloren haben.

Niemand wird uns bestreiten, dass der edle Verstorbene ein Gelehrter war in des Wortes eminentester Bedeutung; wer es übrigens nicht wissen sollte, dass er im Fache der klassischen Alterthumskunde weit und breit, so zu sagen, als Orakel galt, kann sich doch dieser Ueberzeugung nicht verschliessen,



wenn er auch nur einen flüchtigen Blick auf seine Schriften zu werfen sich Zeit nimmt.

Wie ward wol Gaisberger ein Gelehrter?

Durch langjährige Beschäftigung mit klassischer Literatur anlässlich seines Lehramtes hatte er selbstverständlich einen reichen Schatz von gründlichen Kenntnissen auf dem Gebiete der Antike sich erworben; Kenntnisse, die zu erweitern, der berufseifrige Mann als Professor der Weltgeschichte und lateinischen Philologie an der philosophischen Fakultät sich für streng verpflichtet hielt. Wenn also von uns auch nicht behauptet werden soll, dass geradezu sein Amt auf die gelehrte Bahn ihn drängte, — denn bei Richtigkeit dieser Annahme im Allgemeinen müssten die Begriffe „Professor“ und „Gelehrter“ identisch sein — so wird doch Jedermann zugeben, dass sein gewissenhafter Fleiss und seine bekannte Gründlichkeit einen Mann, der wie er das Zeug dazu in sich trug, zu einem Gelehrten umwandelte, noch bevor er er selbst in seiner Bescheidenheit es sich zugestand, ja ohne dass er es vielleicht darauf angetragen hatte.

So würde der objektiv denkende Beurtheiler, der nur nach dem plan und offen daliegenden, gewöhnlichen Laufe der Dinge seine Ansicht sich bilden kann, die Sache sich erklären und auch wir würden mit dieser Erklärung uns zufrieden geben, hätte nicht Gaisberger selbst derselben gleich Anfangs ein authentisches Dementi, wenigstens zum Theile, entgegen gesetzt und ein tiefer liegendes Motiv uns gezeigt.

Bevor wir dieses anführen, müssen wir zuerst noch einige Bemerkungen vorausschicken.

In der Mitte der dreissiger Jahre hatte sich in Linz eine wissenschaftliche Anstalt gebildet, die den seligen Gaisberger stets unter ihre Hauptbegründer zählen wird, obwol der bescheidene Mann von diesem Umstande in seinen Schriften keine Silbe fallen lässt, eine Anstalt, für die er lebte und lebte, eine Anstalt, mit deren Lebensentwicklung Gaisbergers eigener Lebenslauf so innig verknüpft und verschlungen war, dass in seiner Biographie von der Erwähnung derselben unmöglich Umgang ge-

nommen werden kann, — nämlich das *Museum Francisco-Carolinum in Linz*.

Gaisberger erscheint schon in den Jahren 1835—1838 im Verwaltungsrate des Museums, dann als adjungirter Referent für die Bibliothek, bis er im Jahre 1843 in eigener Person die Geschäfte eines Bibliothekars der Anstalt zu leiten übernahm. Vollends klar aber, dass man seine Verdienste um das Museum nicht zu hoch hinaufschraubt, wenn man ihn die Seele desselben nennt, wird es, wenn man erwägt, dass sämtliche Quartal-Berichte über das Museum vom Juli 1835 bis Juni 1839, die das „oberösterreichische Bürgerblatt“ brachte, von seiner Hand herrühren, dass ferner alle Artikel „zur Chronik des Museum Francisco-Carolinum“ im Musealblatte von 1839—1841, dessen Gründung er angeregt und dessen Redaktion er mit aufopfernder Bemühung“ durch 2½ Jahre fortgeführt hatte, <sup>1)</sup> aus seiner Feder flossen.

In dem „Berichte“ nun „über die Ausgrabung römischer Alterthümer zu Schlögen und die Lage des alten *Joviacum*“, welchen der Selige in der fünften Generalversammlung der Mitglieder des *Francisco-Carolinum* im Jahre 1839 vorlas, führt er die Entstehung des Museums auf so tiefliegende Motive zurück, wie sie nur einem tiefdenkenden Verstande, der selbst davon erleuchtet, einer tiefühlenden Brust, die selbst davon mächtig ergriffen war, klar werden konnten, so dass wir nicht anstehen, diesen Vortrag Gaisbergers eine Inaugurationsrede nicht bloß auf die patriotisch-wissenschaftliche Thätigkeit des Museums, sondern auch auf sein eigenes Auftreten als Gelehrter zu nennen.

„Als die Stürme der französischen Revolution“ — so heisst es beiläufig in dem angezogenen Berichte — „auf deutschem Boden ein eisernes Fremdenjoch herbeigeführt hatten, da erwachte bei Vielen am Grabe des heil. römischen Reiches deutscher Nation eine warme Sehnsucht nach dem Verlorenen; aus der frohen Erinnerung an die ehemalige Grösse und Herrlichkeit keimte bei

---

<sup>1)</sup> Siehe den 6. Bericht des Museum Francisco-Carolinum.

den edelsten Geistern eine um so innigere Anhänglichkeit an das unglückliche Vaterland, eine hohe Begeisterung für alles germanisch Alterthümliche hervor und blühte nach beendigtem Freiheitskriege noch schöner und glänzender auf. Da wurde kein Studium mit edlerem Enthusiasmus ergriffen, mit glühenderem Eifer betrieben und mit rastloserer Thätigkeit fortgesetzt, als das der vaterländischen Geschichte.“

— Klarer, deutlicher konnte Gaisberger, ohne eigentlich von sich selbst zu reden, die Gründe, die ihm zum gelehrten Studium vaterländischer Geschichte und Archäologie antrieben, nicht mehr angeben. — .

„Doch, weil das menschliche Leben so kurz, die Kräfte des Einzelnen so beschränkt sind, fühlte man bald lebendig das Bedürfnis, sich zu so schönem Zwecke zu vereinen. Daher entstanden unter dem Schutze, ja nicht selten durch Anregung der Fürsten gelehrte Anstalten, historische Vereine — in den deutschen Bundesstaaten mehr als 40 in dem kurzen Zeitraume von 20 Jaren. Auch unsere Stadt erfreut sich seit wenigen Jaren einer ähnlichen Anstalt, die, gestellt unter den Schutz eines Kunst und Wissenschaft mit warmer Liebe umfassenden Prinzen des Habsburgischen Hauses, sogar der besonderen Gnade, sich nach seinem Namen zu nennen gewürdigt und somit zu den schönsten und frohsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt wurde.“

Welche edle Freude, würdig eines echten Gelehrten, die in diesen begeisterten Worten sich kundgibt! Von nun an war seine Lebensaufgabe entschieden. Seine Arbeitskraft ganz und gar dem Museum zu widmen, sein reiches Wissen dem Ruhme des Museums zur Verfügung zu stellen, seine Thätigkeit mit der des Museums zu identificiren, das ist der Grundton, der die lange Reihe der ihm gegönnten Lebensjahre hindurch aus seinem Schaffen und Streben unverkennbar hervorklingt.

Literarische Thätigkeit nämlich war nach Gaisbergers Ansicht eines der Hauptlebenszeichen, mit denen das Museum vor die Augen der Welt treten sollte; nur so erklärt es sich, wenn er im erwähnten Berichte entschuldigend sagt, dass das Mu-

seum Francisco-Carolinum, bisher, überbeschäftigt mit der Ordnung der Sammlungen, in literarischer Beziehung nach Aussen noch wenig wirksam war.“ Lassen diese Worte nicht gleichsam noch zwischen den Zeilen lesen: „Was nicht ist, kann noch werden?“

Und fürwahr, der Umstand allein, dass sie aus Gaisbergers Munde kamen, bot hinreichende Bürgschaft für diese Auslegung, die jetzt nach dem Ableben des hochverdienten Mannes durch einen Blick auf seine literarische Wirksamkeit im höchsten Grade gerechtfertigt und bestätigt erscheint.

Von den 19 Musealberichten, die zu Lebzeiten Gaisbergers in der Weise erschienen, dass sie wissenschaftliche Abhandlungen brachten (vom zehnten Berichte — 1848 — angefangen), enthalten nicht weniger als 11 Berichte gediegene Arbeiten, in denen er, der Archäologe und Historiker vom Fach, die verschiedensten Fragen und Gegenstände zur Sprache brachte.

Anlässe hiezu fanden sich in Hülle und Fülle, da gerade in der letzten Hälfte seines Lebens eine Menge Entdeckungen und Funde im engeren Vaterlande gemacht wurden — nicht anders, als hätte die Vorsehung sich beeilt, dieselben in eine Zeit zu verlegen, wo der Mann noch am Leben war, der es so meisterhaft verstand, Licht zu verbreiten über die nur zu häufig in fragmentarisches Dunkel gehüllten Ueberreste aus grauer Vorzeit und sie zur Rekonstruktion bisher im Schutte gelegener Denkmäler vergangener Jahrhunderte zu benützen.

Im Jahre 1837 war man durch den Fund einer Goldmünze zu Haibach auf die Vermutung gekommen, in der Nähe habe eine römische Niederlassung bestanden. Bald bildete sich auf Betreiben des Musealverwaltungsrates unter den Seelsorgern, Beamten und anderen Honoratioren der Umgegend ein kleiner Verein, dessen wiederholte Nachgrabungsversuche von derartigem Erfolge gekrönt waren, dass Gaisberger auf Grund der gemachten Entdeckungen ein- für allemal jeden Zweifel über die Lage des alten *Joviacum* behoben hat, welches eben an der Stelle des heutigen Schlögen zu suchen ist. Der schon eben erwähnte

„Bericht“ hierüber, der zuerst in der Generalversammlung vorgelesen ward, erschien dann, „da die darin enthaltenen umfassenden Erörterungen des H. Prof. nicht anders als das ungetheilte Interesse und den lebhaften Wunsch der Versammlung erregten, dass dieser Vortrag bewahrt und auch einem grösseren Kreise zugänglich gemacht werde“, <sup>1)</sup> in dem 1. Hefte der „Beiträge zur Landeskunde Oesterreichs ob der Enns und Salzburgs“, woraus denn auch ein Separat-Abdruck veranstaltet wurde.

Inzwischen war an die Stelle des Musealblattes, dessen Redaktion Gaisberger durch Berufsgeschäfte veranlasst, niedergelegt hatte, <sup>2)</sup> die „Zeitschrift des Museum Francisco-Carolinum“ getreten, an welcher er sofort gleich im ersten Jahre sich eifrig betheiligte durch mehrere Aufsätze:

Römische Sepulchral-Monumente“, der Krieg um die spanische Erbfolge“, „der Aufstand des bayerischen Landvolkes gegen die Kaiserlichen im Jahre 1705“ — beide — „insoweit das Land ob der Enns dessen Schauplatz war.“

Eine Abhandlung über *Lauriacum*, sein Alter, seine Bedeutung, und seine Geschicke“, durch deren Vorlesung er, wie früher mit seinem Berichte über die Ausgrabungen zu Schlägen, am 20. November 1843 die Generalversammlung des Museums beglückte, <sup>3)</sup> mag vielleicht die nähere Veranlassung

<sup>1)</sup> S. den 4. Bericht des Museum Francisco-Carolinum.

<sup>2)</sup> Im 6. Musealberichte heisst es: „Der Verwaltungsausschuss hat seit Anfang 1842 die durch Berufsgeschäfte gebotene Niederlegung der Redaktion von Seite des H. Pr. Gaisberger zu bedauern, dessen aufopfernder Bemühung der Verein die Gründung des Musealblattes, seine durch 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre fortgesetzte Erhaltung und Sicherung seiner Zukunft verdankt.“

<sup>3)</sup> In der Eröffnungsrede, die Freiherr von Skrbensky 1844 vor der Generalversammlung hielt, findet sich folgende Stelle: „Gaisberger spricht über die Geschichte der alten Grenzfesten *Lauriacum*, ein Vortrag, welcher durch die gediegenen Resultate des mühevollsten Quellenstudiums, wie durch die Kraft der Darstellung die gespannte Aufmerksamkeit aller Anwesenden fesselte und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde.“

zu dem Werke „*Lauriacum* und seine römischen Alterthümer“ gewesen sein, das 1846 zu Linz im Eurich'schen Verlage erschien, da sich in diesem Werke auch die erwähnte Abhandlung, als Ueberblick vorausgeschickt, findet.

Gab es auch über die Lage *Lauriacums* keinen Zweifel mehr, so war der Detailforschung immerhin noch ein weiter Spielraum gelassen; so gelang es Gaisberger auch wirklich, als Gründungszeit die Jahre 167—174, aus der Regierungszeit Mark Aurel's namhaft zu machen, so wie nicht minder, *Lauriacum's* Bedeutung in kriegerischer Beziehung während des Bestandes des weströmischen Reiches und dessen Wichtigkeit für das Aufblühen des Christenthums schon zur Römerzeit sicher zu stellen.

Mittlerweile hatte er auf den Wunsch der Generalversammlung ein Verzeichniss der Büchersammlung des Museums verfasst und zwar zur vollsten Zufriedenheit des Vereines, der ihm auch hiefür seine Anerkennung nicht vorenthielt <sup>1)</sup> und im darauffolgenden Jahre über Vorschlag des Vorsitzenden der Versammlung Grafen von Welsersheim sogar eine eigene schriftliche Anerkennung einstimmig votirte mit der Bitte, um fernere Mitwirkung bei Förderung der Vereinszwecke.“

Ein Wunsch des Verwaltungs-Ausschusses, gegen Gaisberger geäußert, „die Gräber bei Hallstadt in den Abhandlungen des Francisco-Carolinum besprochen zu sehen“, gab Veranlassung zum Erscheinen des Aufsatzes: „Die Gräber bei Hallstadt im österreichischen Salzkammergute“, welches 1848 auf Kosten des Museums bei Josef Wimmer in Druck kam und worin er den keltischen Ursprung besagter Gräber ausser Frage stellte, wenn er auch in seiner Bescheidenheit nur sagt: „Das ist meine Vermutung und für mehr will ich sie einstweilen nicht gehalten wissen.“ <sup>2)</sup>

1) „Sowohl die systematische Anlage dieser Bibliothek, als die Ordnung und Katalogisirung verdankt der Verein vorzüglich dem rastlosen Bemühen des Professor Gaisberger.“ S. d. 9. Bericht d. M. F. - C.

2) Dasselbe Thema behandelte G. auch zehn Jahre später noch einmal

Hatte Gaisberger auch inzwischen die Stelle eines Verwaltungsrates des Museums niedergelegt, so konnte er doch der „angelegentlichen Bitte des Ausschusses“ nicht widerstehen und nahm, wenn auch nicht als Mitglied, so doch als äusserst willkommener, sachverständiger Ratgeber an den Ausschusssitzungen Theil.“<sup>3)</sup> Die Obsorge für die ständische und Musealbibliothek führte er auch in dieser Zeit fort; wofür im Jahre 1852 abermals der Dank des Vereines ihm ausgesprochen ward; in diesem Jahre erscheint er auch wieder neugewählt im Verwaltungsrate.

Eine Abhandlung von seiner Feder aus diesem Jahre, welche in die Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften aufgenommen ward, hatte *Ovilaba* und die damit in nächster Verbindung stehenden „römischen Alterthümer“ zum Gegenstande. Auch später noch einmal wandte er der klassischen *Ovilaba* sein Augenmerk zu und veröffentlichte 1857 eine Arbeit unter dem Titel: „Die römischen Gräber bei Wels im Lande ob der Enns.“

Waren bisher auch Denkmäler der Antike im schönen Oberösterreich nicht selten angetroffen worden, so fehlte es immerhin noch an einer übersichtlichen Zusammenstellung derselben und der daraus für die Wissenschaft sich ergebenden Resultate; ein Uebelstand, den Gaisberger hinsichtlich der schriftlichen Ueberreste aus der römischen Vergangenheit unseres Heimatlandes durch seine „Römischen Inschriften im Lande ob der Enns“ beseitigte, welchen Aufsatz er in den 13ten Musealbericht einrücken liess.

Was Gaisberger schon im Jahre 1852 gewünscht hatte, nämlich die Mühen des Lehramtes mit der klösterlichen Zurückgezogenheit vertauschen zu dürfen, ward ihm jetzt ermöglicht. Seit der Neugestaltung des Gymnasialplanes (1850) hatte er

im Notizenblatte, Beilage zum Archive für Kunde österr. Geschichts-Quellen; der Aufsatz trägt ebenfalls die Ueberschrift: „Die Gräber zu Hallstadt im österr. Salzkammergute.“ Wien, 1858.

<sup>1)</sup> Siehe den 11. Musealbericht.

sechs Jahre noch am Obergymnasium Latein und Geschichte vorgetragen — unter Beibehaltung des Ranges und Gehaltes eines Lycealprofessors, auch der auszeichnende Titel eines k. k. Schulrates war ihm zu Theil geworden. Nachdem am Schlusse des Schuljahres 1865 Sr. k. k. Majestät ihm in Würdigung seiner Verdienste während eines 37jährigen Lehramtes noch das Ritterkreuz allerhöchst Ihres Franz-Joseph-Ordens verliehen hatte, trat er am Schlusse des ersten Semesters im darauffolgenden Jahre wegen schwankender Gesundheit und Schwäche der Augen in den Ruhestand und langte am 10. Februar 1856 im Stifte an.

Aber merkwürdig! weit entfernt, nun auf den Lorbeern seiner Gelehrsamkeit auszuruhen, tritt selbe nun erst noch in ein neues Stadium, beginnt bei ihm, in einem Alter, wo Andere ihre Thätigkeit einstellen, eine neue Periode zum Theil veränderten, aber an Frische nichts fehlender Wirksamkeit.

„Am 1. März (1856) übergab mir der Prälat Friederich die Pflege des Münzkabinetts“ — so berichtet er mit lakonischer Kürze in den schon früher angezogenen autobiographischen Notizen, denen wir von nun an, der Hauptsache nach, folgen wollen.

Obwol mit der antiken Archäologie ungemein vertraut hatte er doch der viel spezielleren Numismatik sich bisher nun ganz zugewendet; so machte er denn nun, ein zweiter Cato, in einem Alter von mehr als 60 Jahren sich an das A B C dieser Wissenschaft, zu der ihm die erste und nothwendigste Bedingung fehlte — gesunde und scharfe Augen. „Ich übernahm dieses Amt“ — so schreibt er selbst <sup>1)</sup> „in meinem 65. Jahre, einem Lebensalter, das für solchen Beruf minder geeignet sich darstellt. Ausser dem Wunsche meines Obern wirkten dazu zwei Rücksichten bestimmend auf mich ein; meine bisherige vieljährige Beschäftigung mit Philologie und Geschichte und die

---

<sup>1)</sup> „Zur Geschichte der Münzsammlung des Stiftes St. Florian“ — als Einleitung dem Werke Friedrich Kenner's: „Die Münzsammlung des Stiftes St. Florian“ vorausgeschickt.



thätige Unterstützung meines Jugendfreundes Joseph Arneth, auf die ich mit Zuversicht rechnen durfte.

Binnen Jahresfrist hatte er es durch numismatischen Selbstunterricht so weit gebracht, dass er daran gehen konnte, „den bis zum 21. Tribunate des *Antoninus Pius* reichenden Katalog fortzusetzen, ihn im Jahre 1857 bis *Diocletian* und im folgenden Jahre bis zur Auflösung des weströmischen Reiches fortzuführen, im Jahre 1859 kam auch die Katalogisirung der Münzen des oströmischen Kaiserthums zu Stande.“

Dann ging es an die Ordnung der mittelalterlichen und neueren Münzen und Medaillen, die er, nachdem er sie geschaffen, alsbald wieder abänderte, weil er es im Einverständnisse mit Fachmännern, die er consultirt hatte, für passender hielt, Medaillen und Münzen nicht getrennt von einander zu ordnen.

Auf sein Betreiben ward auch die Verschönerung der Münzlädchen in Angriff genommen und im Laufe einiger Jahre (1862) durchgängig zu Stande gebracht; „eine Massregel, die, so wünschenswert sie war, auch viele kostbare Zeit in Anspruch nahm.“

Im Jahre 1868 begann er auch Vorbereitungen zu treffen zur Reinschrift des Kataloges der neueren Münzen und Medaillen, die wirklich unter seiner Leitung schon im folgenden Jahre zu Ende geführt wurde.

Was wir jetzt von seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Numismatik erwähnt haben, ist allerdings nicht geeignet, seinen Ruhm in den Augen der Welt, die nur mehr durch bengalisches Feuer in Entzücken und Staunen zu bringen ist, in ein helleres Licht zu setzen; der richtig denkende Mann hingegen wird vor dem freilich nicht weithin leuchtenden aber trotzdem nicht minder schönen Flämmchen unverdrossener, verborgener Wirksamkeit ebenso ehrfurchtsvoll den Hut abziehen.

Unter die Arbeiten, bei denen ausdauernder Fleiss und unsägliche Mühe zu einem nach Aussen hin glänzenden Erfolge und grossartiger, staunender Anerkennung von Seite der Welt im verkehrtem Verhältnisse steht, kann man getrost auch die

Katalogisirung einer Münzsammlung rechnen, zumal, wenn sie eine, wenn auch noch so schöne und reichhaltige Privatsammlung ist; kommt dazu, wie es bei unserer Sammlung der Fall war, noch die Notwendigkeit, hie und da auch die Anordnung der Münzen zu ändern, oder etwa gar theilweise erst eine solche zu schaffen, so steigert sich dieses Missverhältniss zwischen Mühewaltung und lohnender Anerkennung in einer Weise, dass man es als einen Akt heroischer Selbstüberwindung und als ein unschätzbares Opfer ansehen muss, wenn ein Gelehrter wie Gaisberger die ruhmeintragende Feder bei Seite legt, um ein zeitraubendes und undankbares Geschäft zu unternehmen. Gewiss hat er so manche Münze vielleicht öfter in seiner Hand hin und her gleiten lassen, als ihr diese Ehre zu Theil ward, bevor sie in der Erde ein mehr als tausendjähriges Grab fand!

Rechnen wir noch den Umstand seines Augenleidens dazu, so begreifen wir die Worte, die sich in dem mehrfach erwähnten autobiographischen Nachlasse finden: „Das war ein zeitraubendes, die Augen sehr anstrengendes Geschäft; nicht selten war mir, als ob Alles sich verwirrte oder verdunkelte; die Augen fingen zu beben an, ich musste ablassen.“

Doch den Mut verlor er nie; „eine kleine Reise nach Wien, Graz, und Salzburg, um die Münzsammlungen zu besichtigen“, die er im Jahre 1858 unternommen, hatte ihm nicht blos damals „Mut gemacht und seinen Eifer erhöht, in der Verfolgung des Zieles auszuharren“, sondern ihm auch die Ueberzeugung beigebracht, „wie weit unsere Sammlung antiker Münzen in Reichthum und Schönheit der Exemplare vor so manchen anderen voraus sei.“ Diese Liebe und Begeisterung für die Sammlung, der er als Custos vorstand und welche auch die 1864 erfolgte Besichtigung des Nürnberger Kabinetes nur noch mehr anfachte, war gewiss immer auch der mächtige Hebel, mit dem er alle Hindernisse, die sich, seinen Mut lähmend, entgegenstellen mochten, aus den Angeln hob. Doch blieb keineswegs das Bewusstsein, sich um das Stift verdient gemacht zu haben, der

einzig Lohn seines unermüdlichen Wirkens im Münzkabinete; „τῆς ἀρετῆς ἰδρῶτα θεοὶ προπαροῖθεν ἔδωκαν“ — an Mühe hatte er es nicht fehlen lassen, so konnte ihm, wenn anders Homer mit seinem Satze Recht behalten soll, auch der Ruf der Tüchtigkeit nicht ausbleiben.

Als Archäologe schon längst gefeiert, hatte er in kurzer Zeit auch in dem speciellen Felde der Numismatik solchen Ruhm erlangt, dass man seine Autorität auch hierin anerkannte und selbst vom Auslande ihm Münzen zur Bestimmung vorlegte.<sup>1)</sup>

Wenn wir zu dem Gesagten noch hinzufügen, dass unter seiner Leitung die Münzsammlung des Stiftes um beinahe 500 Stücke bereichert ward, dass namentlich auf seine Mitwirkung hin in der numismatischen Literatur grossartig und einzig dastehenden Werke — nur Mionnet sei erwähnt — angeschafft wurden, dass er zu wiederholten Malen die Geschichte des Münzkabinetes veröffentlichte<sup>2)</sup> — so glauben wir genug vorgebracht zu haben, um daraus den Schluss ziehen zu können, dass er, obwohl chronologisch in der Reihe der Custoden des Kabinetes den letzten Platz einnehmend, dennoch allen Vorgängern den Vorrang abgelaufen hat, derart, dass er nicht blos im allgemeinen auf den Titel einer numismatischen Grösse, sondern insbesondere eines Restaurators der Münzsammlung des Stiftes St. Florian gerechten Anspruch erheben kann.

<sup>1)</sup> In seinen Aufschreibungen heisst es unter dem J. 1866: „Eine numismatische Beschäftigung ward mir noch vom historischen Vereine in Regensburg zugewendet; die Bestimmung mehrerer dort nicht bekannter Münzen; leider musste ich bekennen, dass ein Paar derselben — die gar schlecht erhalten waren, auch mir unbekannt; die übrigen sendete ich bestimmt zurück.“

<sup>2)</sup> Zum ersten Male verfasste er 1857 „eine Skizze zur Geschichte unserer Münzsammlung, die in der österreichischen Revue abgedruckt wurde“; die zweite, weitläufigere Geschichte des Münzkabinetes schrieb er 1870. Sie findet sich als Einleitung in dem bereits erwähnten Werke F. Kenner's.

Dass er trotz dieser zeitraubenden Beschäftigung im Münzkabinete und ungeachtet seines Augenleidens noch für die Musealberichte zu arbeiten Kraft und Zeit fand, möchte fast rätselhaft und unglaublich erscheinen, wenn uns nicht seine Publikationen aus dieser Zeit die unwiderlegliche Ueberzeugung beibrächten, dass es dennoch Thatsache sei.

Bei Abfassung der „Geschichte des k. k. akademischen Gymnasiums zu Linz“, die er noch als Professor auf den Wunsch seines Vorstandes begonnen und 1855 im 15ten Musealberichte veröffentlicht hatte, waren ihm in den Statthaltereiakten Notizen untergekommen, die sein Interesse im hohen Grade fesselten; sie betrafen die milden Stiftungen im Lande ob der Enns. In den Jahren 1859—1861 machte er sich nun daran, sie zu verwerthen und das Ergebnis dieser Mühe war eine Abhandlung, betitelt; „Zur Geschichte der milden Stiftungen im Lande ob der Enns“, die in drei Musealberichten fortlaufend erschien und „I. das *Seminarium S. Ignatii* und das *Collegium Nordicum* zu Linz“, II. Ehemalige Waisenanstalten in Linz“ und III. „Das Linzer Bürgerspital und die damit vereinigten Stiftungen besprach.

Bewegen auch diese Abhandlungen sich mehr auf eigentlich historischem Boden, so gingen wir doch fehl, wenn wir der Meinung uns hingaben, als sei er der Archäologie untreu geworden. Sowie die Reihe der wissenschaftlichen Arbeiten, die dem ruhigen Aufenthalt des ehrwürdigen Greises im stillen Kloster den Ursprung verdankt, 1858 mit einem Werke archäologischer Natur beginnt: „Alterthümer aus dem Strombeete der Donau“, — so bilden auch Veröffentlichungen auf demselben Gebiete der Wissenschaft im grossen Ganzen den Schlussstein seiner literarischen Thätigkeit.

Eine Krankheit, die 1862 ihn zu verschiedenen Malen überfiel und gegen welche ein Aufenthalt in Franzensbad sich wirkungslos erwiesen hatte, ragte in ihren Nachwirkungen auch in das Jahr 1863 hinein und machte ihm eine numismatische Beschäftigung in dem unheizbaren Lokale unmöglich. So unternahm

er denn für die Musealbeiträge eine Arbeit, die ürigens mit der Numismatik im innigsten Zusammenhange stand.

Im Laufe der Jahre war nämlich manches Alterthümliche durch den Bau der Kaiserin Elisabeth - Westbahn, ihrer Nebenbahn von Wels nach Passau, sowie durch Strassenumlegung, Häuser- und Kellerbauten und andere zufällige Veranlassungen aufgefunden worden.“

Dieser Umstand, verbunden mit dem, dass er jetzt auch in Betreff gar mancher Dinge in genauere Kenntniss gesetzt, frühere „nur unbestimmte schwankende Angaben, mit deutlicheren vertauschen zu können sich bewusst war, veranlassen ihn, im 24. Berichte des Museum Francisco - Carolinum 1864 mit einer „Archäologischen Nachlese“ hervortreten, der im Jahre 1865 eine zweite — im 25. — und 1869 eine dritte — im 28. Berichte — folgte.

In diesen Nachlesen hat es der Verfasser unternommen, durch Aufführung der klassischen Fundorte in geographischer Ordnung, durch „Angabe der Umstände und Verhältnisse, unter denen die Funde eingetreten sind, durch „die etwa nothwendige Erklärung des Gegenstandes“ durch Namhaftmachung seines Aufbewahrungsortes und hie und da auch durch Abbildungen uns mit den Geschichtsdenkmälern einer längst verschwundenen Zeit rücksichtlich unseres engeren Vaterlandes bekannt zu machen, was er früher schon zum Theile durch seine römischen Inschriften im Lande ob der Enns“ angestrebt hatte.

Würde man von einem Fachgelehrten überhaupt eine blosser Zusammenstellung der Funde nicht erwarten, so wäre in diesem Falle eine ähnliche geringe Erwartung doppelt ungerechtfertigt. Schon der Umstand allein, dass seine Ferienreisen (1863) nach Mauer und Seitenstetten, sowie nach Landshut im Interesse der ersten, seine Reisen nach Vöcklamarkt und Seewalchen in den Jahren 1866 und 1867 in Hinsicht auf die dritte „Archäologische Nachlese“ unternommen wurden, beweist zur Genüge, dass gediegene Abhandlungen über einzelne Gegenstände und wissenschaftliche Ausbeutung der Funde der eigentliche Kern der Sache

waren. Findet sich doch in diesen Nachlesen z. B. bei Gelegenheit der Besprechung eines Meilensteines zum besseren Verständniss der Sache eine Untersuchung „über das römische Strassenwesen“, sowie auch das wichtige seiner tiefgründlichen Forschung anlässlich der Nachgrabungen zu Windisch-Garsten zu verdankende Resultat, dass an diesem Orte die Stelle der alten *Ernolatia* zu suchen sei, in der letzten dieser „Nachlesen“ niedergelegt ist.

Haben wir im Vorausgegangenen eine kurze Geschichte der Gelehrtenlaufbahn Gaisbergers gegeben, so drängt es uns, auch seinen Charakter als Gelehrter nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Ist der Hochmut im Allgemeinen der Hauptfallstrick für grosse Geister, so ist er es ganz besonders für Männer hoher Gelehrsamkeit — hat sich ja doch gewissermassen eine eigene Species — „Gelehrtenhochmut“ — herausgebildet. Um so wunderbarer und seltener erscheint es, einen um so wohlthuerenderen Eindruck macht es, auch gegentheilige Beispiele anführen zu können.

Gaisberger hätte Grund gehabt, auf seine Gelehrsamkeit stolz zu sein. Und doch getrauen wir uns, es unumwunden auszusprechen, ja sogar an alle, die ihn kannten, um Bestätigung dieses Urtheils zu appelliren: Gaisbergers Grundzug war die Bescheidenheit. Gelehrter Eigendünkel, der, voll Eifersucht, in der Anerkennung fremden Verdienstes eine Schmälerung des eigenen sieht, war ihm gänzlich fremd; mit gewissenhaftester Dankbarkeit hebt er in seinen Werken und den Vorreden dazu stets nicht bloß die ihm erwiesenen Freundesdienste, sondern auch einschlagende, wissenschaftliche Ergebnisse, die Andere erzielt, lobend hervor.

Fremde Ansichten sind ihm unantastbar, so lange nicht der augenscheinliche Gegenbeweis geliefert ist; — dagegen ist er weit entfernt, auf seine Meinungen versessen zu sein und die Resultate seiner gründlichen Studien als unfehlbar und unumstösslich hinzustellen, ein Umstand, auf den wir schon früher aufmerksam zu machen Gelegenheit hatten.

Diese seine Bescheidenheit liess ihn auch nicht einer falschen Sicherheit sich hingeben, die gar oft den erlangten Ruf eines Fachmannes als ein Privilegium betrachtet, nunmehr die bisher angewendete Gründlichkeit fahren lassen zu dürfen. Eben dieses Misstrauen gegen sich selbst aber, das ihn auch im spätesten Alter noch zu fast ängstlich scheinender Behutsamkeit und bedächtigem Vorgehen bei Ausführung seiner Arbeiten bewog, war zugleich der mächtige Zauberstab, mit dem er jedem Irrtume den Zugang zu versperren verstand.

Die herrlichste unter den Früchten übrigens, die seine Bescheidenheit zur Reife brachte, ist das harmonische Zusammenwirken mit andern, ist das Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit, um die wenn auch noch so eminente Befähigung und riesige Kraft einem Ganzen unterzuordnen und auf diese Art vereint mit Anderen noch Grossartigeres zu leisten. Schillers Wort: „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes — werden, als dienendes Glied schliess an ein Ganzes dich an“ — Gaisberger hat es erfasst; sein bescheidenes, stilles, aber erfolgreiches Wirken für die Gründung, Erhaltung und Hebung des Museums, seine Uneigennützigkeit und Opferliebe, mit der er die Früchte seiner oft mühevollen Forschungen meistens als Musealberichte veröffentlichte, sind nur zu bekannt, als dass es nötig wäre, länger dabei zu verweilen.

Zwei Klippen aber sind es namentlich, an der viele Gelehrte scheitern — Zersplitterung der Kräfte auf der einen, Verhimmelung und Ueberschätzung des eigenen Faches auf der anderen Seite. Gelang es Gaisberger, zwischen beiden die rechte Mittelstrasse zu finden?

Wir führen, um dem Leser selbst das Endurtheil zu überlassen, eine Stelle an, die sich am Anfange der ersten „Archäologischen Nachlese“ findet, wo er, nachdem er die Aufgabe des Archäologen kurz angegeben, also fortfährt:

„Allerdings eine schwierige Aufgabe, welche bei der Begrenztheit der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte und bei der Unermesslichkeit des, oft an den, von einander entferntesten

Orten sich darbietenden Stoffes, eine Teilung der Arbeit und Beschränkung der Thätigkeit des Einzelnen auf die Alterthümer eines Landes oder eines kleineren Bezirkes räthlich, ja in unseren Tagen beinahe unerlässlich macht! . . .“

„Auf die Gränzen meines engeren Vaterlandes mich beschränkend hab' ich seit mehreren Jahren dieser Angelegenheit meine Aufmerksamkeit zugewendet, und in einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen die gewonnenen Resultate niedergelegt.“

Wie steht es aber bei ihm mit der Scylla — mit der übermässigen Erhebung der eigenen Fachwissenschaft und der Einnahme eines einseitigen Standpunktes? Dass er von seinem Fache mit Begeisterung spricht, wer könnte und wollte ihm das verargen? wer ihn tadeln, wenn er schreibt: 1) „Bei der warmen Theilnahme am Loose seines Gleichen, bei dem sehnsuchtsvollen Streben, Aufschlüsse zu erhalten über die Schicksale der Menschen der Vorwelt ist ihm“ — dem Archäologen — „auch die unbedeutendste Spur ihres Daseins ehrwürdig. Mit frommen Sinn betrachtet er das Gebein, die verrostete Waffe, das zerbrochene Geräthe, das ein Zufall aus dem Boden gewühlt; sie sind ihm stumm beredete Zeugen einer fernen Vergangenheit, scheinbar unleserliche Hieroglyphen, an denen er die Geschichte des Menschengeschlechtes ebenso klar zu entziffern vermag, wie der Geologe die der Natur an den Versteinerungen.“

Geht aber nicht schon aus dem Angeführten hervor, dass er bei aller Begeisterung für die Archäologie doch den richtigen Standpunkt unparteiischer Wertsschätzung nicht verloren hat, demzufolge ihm sein Fach immer nur als eine Hilfswissenschaft der Geschichte erscheint, der sie „eine unmittelbare reine Quelle aufzuschliessen hat?“ 2)

Gaisberger war, wir wiederholen es, als Gelehrter die verkörperte Bescheidenheit, die Auszeichnungen, weit entfernt, sie

1) „Lauriacum und seine römischen Alterthümer.“ S. 2.

2) Siehe die (I.) „Archäologische Nachlese“ S. 3.



zu suchen, sogar floh, aber trotzdem reich an solchen aus dem Leben geschieden ist. <sup>1)</sup>

Doch nicht bloß ein Mann des Verstandes war der Selige; über der Thätigkeit seines Geistes hatte er das Herz mit seinen Gefühlen nicht verloren.

Tiefe Pietät gegen Wohlthäter und Personen, denen er zu Dank und Freundschaft sich verpflichtet fühlte — wir verweisen hier nur auf die von ihm verfasste „Erinnerung an Franz Freindaller“ und den bereits angeführten „Nekrolog“ über „Ferdinand Mayr“, sowie auch auf sein bis in's hohe Alter gleich inniges Verhältnis zu seinem „Jugendfreunde“ Joseph Arneth; — liebevolle Freundlichkeit und fast beschämende Zuvorkommenheit gegen alle, die in näherer Beziehung zu ihm standen, <sup>2)</sup> innige Religiosität, wahre Frömmigkeit, echt kirchlicher Geist,

<sup>1)</sup> Hier möge eine chronologische Zusammenstellung der ihm zu Theil gewordenen ehrenvollen Auszeichnungen Platz finden: Ehrenmitglied des historischen Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg laut Diplom vom 2. Oktober 1841, Würzburg; Ehrenmitglied des Henneberg'schen Alterthumsforschenden Vereines laut Diplom, Meiningen vom 14. November 1841; ordentliches Mitglied des Industrie- und Gewerbsvereines in Innerösterreich laut Diplom, Grätz, 13. Juli 1842; correspondirendes Mitglied des historischen Vereines für Oberpfalz und Regensburg laut Diplom, Regensburg v. 9. Juli 1844; Ehrenmitglied des königlichen schlesischen Vereines zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer laut Diplom, Dresden vom 2. August 1852; correspondirendes Mitglied in der philosophisch-historischen Classe der kais. Akademie der Wissenschaften laut Diplom, Wien, 31. Dezember 1852; Mitglied des Alterthumsvereines in Wien laut Diplom, Wien, vom 20. Mai 1854; Ritter des kais. Franz Joseph Ordens laut Diplom vom 19. Juli 1855, Wien; geistlicher Rat, ernannt vom hochwürdigsten Bischofe zu Linz vom 31. Mai 1861; Ordentliches Mitglied *dell' istitute di corrispondenza archäologica*, laut Diplom *Roma, Berlino & Parigi* 21. April 1867, ordentliches Mitglied der numismatischen Gesellschaft in Wien laut Diplom vom 20. Mai 1870. — Dass ihn auch der ehrenvolle Titel eines „k. k. Schulrates“ (ausser der Landesbehörde) zierte, wurde schon oben erwähnt.

<sup>2)</sup> Dieser liebevollen Bereitwilligkeit und freundlichen Gefälligkeit verdankt auch das Werkchen „Geschichte des Klosters der Elisabethinerinnen zu Linz“, das 1846 erschien, seinen Ursprung.

wovon nicht bloß seine hieher bezüglichen Schriften — man lese nur die „Geschichte der milden Stiftungen“, — sondern auch sein tägliches Leben Zeugnis gab, mußten ihm die Achtung und Liebe der Welt, ganz besonders aber seiner Mitbrüder sichern.

Erwägt man hiezu noch, daß sein Lebenswandel in Beziehung auf Einhalten der klösterlichen Ordnung <sup>2)</sup> nicht etwa untadelhaft — nein, mustergiltig und für seine Umgebung erhebend und erbauend war, so erklärt es sich, wie er durch sieben Jahre als Stiftsdechantens-Stellvertreter das ihm geschenkte Vertrauen aufs Glänzendste rechtfertigte.

Als solcher feierte er auch in seinem Stifte am 23. September 1866 „durch die Gnade Gottes“ das Jubeljahr seines Priestertums im Kreise der Seinigen und lieben Freunde; dreisig Jahre vorher hatte er der Jubelhochzeit seiner Eltern beigewohnt; — Sein ehemaliger Schüler Dr. Franz Kenner widmete ihm anlässlich dieses Festes sein Schriftchen: „Archäologische Funde im Lande ob der Ens.“

Aber die Tage des Leidens blieben auch ihm nicht erspart. Lastete sein Augenübel, ja lange Zeit sogar die Gefahr des Erblindens wie ein Alp auf ihm, so kam das Alter überdies noch mit andern, wenn auch vorübergehenden Krankheiten

---

<sup>2)</sup> Von seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe Beispiele anführen, hiesse Wasser in die Donau tragen. Im Nekrologe über Ferdinand Mayr, den er verfaßt hat, findet sich folgende Stelle: „davon (von der täglichen Bewegung in freier Luft) hielt ihn kein Unwetter zurück; ob der Regenguss herniederstürzte, oder Schneestürme tobten, achtete er wenig; er trotzte den Elementen und vollendete täglich den gewohnten Spaziergang so regelmässig, so genau den gewohnten Zeitpunkt einhaltend, daß sein zur bestimmten Stunde an bestimmten Plätzen eintreffendes Erscheinen manchen zu chronometrischen Bestimmungen diene. — So hörte er eines Abends die gewohnte Promenade machend und an einem an dem gewohnten Wege liegenden Hause vorübergehend eine Tochter gegen ihre Mutter behauptend: Fünf Uhr könne unmöglich vorüber sein, da ja der geistliche Herr noch nicht vorbeigegangen. — Trefflicher hätte Gaisberger sich selbst nicht schildern können!

zum Vorschein, die jedoch seinen Mut und sein Gottvertrauen keineswegs zu erschüttern vermochten.

Die letzten Jahre war sein Zustand bedeutend leidlicher; das Augenleiden verschlimmerte sich nicht merklich und rüstig arbeitete er an der Geschichte des Münzkabinetes, um es dem von Dr. Fr. Kenner für die Säkularfeier des Stiftes vorbereiteten Werke: „Die Münzsammlung des Stiftes St. Florian in Oberösterreich in einer Auswahl ihrer wichtigsten Stücke beschrieben und erklärt“ — als Einleitung vorzuschicken.

Das Werk erschien — die Säkular-Feier kam, und schied wieder, aber mit ihr — kaum acht Tage verstrichen — schied auch Gaisberger aus dem Leben; eine choleraartige Krankheit raubte ihm, nachdem er zuvor die heil. Sterbesakramente empfangen, am 5. September 1871 das Leben und dem Stifte eines seiner ehrwürdigsten Mitglieder.

Ein Stück ruhmvoller Vergangenheit ging mit ihm zu Grabe. Zwei Vertreter des Museums warfen einen Lorbeerkranz ins Grab ihm nach — er hat ihn verdient; verdient um das Stift, verdient um das Museum, verdient um die Wissenschaft, verdient um sein Vaterland, um Oberösterreich.

**Mich. Gitlbauer.**



# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1871

Band/Volume: [30](#)

Autor(en)/Author(s): Gitlbauer Mich.

Artikel/Article: [Erinnerung an Joseph Gaisberger. 1-27](#)